

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT
GRAUBÜNDEN

Bitte verbinden *Wie Sprache Menschen zusammenbringt und wo Verständigung scheitert*
Nachgefragt *Carlos Leal über Herkunft und Haltung*
Lebensnah *Alle Kraft für die Freiwilligenarbeit*



Felix Birchler
Leiter Fachstelle Integration

EDITORIAL



RUMANTSCH



ITALIANO



Liebe Leserin, lieber Leser

Ich mag diese kleinen Momente, in denen Verständigung ganz nebenbei gelingt. Zum Beispiel in der Bäckerei. Eine Kundin sucht nach dem richtigen Wort, zeigt auf das gewünschte Gebäck, der Verkäufer wechselt vom Bündner Dialekt ins Hochdeutsche, beide müssen lachen und am Ende steckt das Richtige im Säckli. Kein perfektes Deutsch, keine grosse Geste. Und trotzdem hat Kommunikation funktioniert. Solche Situationen erinnern mich daran, wie viel beim Sprechen und Verstehen zwischen den Wörtern passiert.

In unserer Arbeit bei der Fachstelle Integration ist Sprache ein zentrales Thema. Wir begleiten Menschen dabei, möglichst früh eine lokale Sprache zu lernen und sie im Alltag anzuwenden. Doch Verständigung hängt nicht allein von den Sprachkenntnissen des Gegenübers ab. Auch Behörden, Schulen, Betriebe und andere Institutionen müssen sich fragen, ob ihre Informationen ankommen und Gespräche tatsächlich gelingen. Gute Kommunikation ist deshalb immer eine gemeinsame Aufgabe.

Diese Vielschichtigkeit nimmt das aktuelle MIX auf. Menschen erzählen vom Deutschlernen und vom Schweizerdeutschen, von Missverständnissen, Fortschritten und überraschenden Begegnungen. Wir blicken in Sprachkurse und in den Arbeitsalltag und treffen Menschen, für die Sprache weit mehr bedeutet als Verständigung. Sie ist Teil ihrer Biografie, ihres künstlerischen Ausdrucks und ihres Gefühls von Zugehörigkeit.

Vielleicht ist das die schönste Erkenntnis dieser Ausgabe: Verständigung beginnt nicht dort, wo sprachlich alles perfekt sitzt. Sie gelingt erst, wenn Menschen einander entgegenkommen.

Eine bereichernde Lektüre!

Impressum

OKTOBER 2026

MIX Magazin für Vielfalt Graubünden erscheint einmal jährlich und kann kostenlos abonniert werden:
info@integration.gr.ch

HERAUSGEBER

Amt für Migration und Zivilrecht Graubünden
Fachstelle Integration

KONTAKT

Astrid Hüni, Informationsbeauftragte
Tel. +41 81 257 25 21, astrid.hueni@afm.gr.ch



REDAKTION

Philipp Grünenfelder, Büro für Kommunikation
www.philippgruenenfelder.ch

GESTALTUNG

Konzept: Sibylle Ryser, Andrea Gruber
Art Direction und Gestaltung: Sibylle Ryser
www.sibylleryser.ch
Foto Titelbild: Donata Ettlin

DRUCK

Tipografia Menghini, Poschiavo; Auflage: 14 500 Ex.

2 EDITORIAL

4 NACHGEFRAGT

Carlos Leal über Sprache als Werkzeug und künstlerische Haltung

THEMA: SPRACHE UND KOMMUNIKATION

- 6 Bitte verbinden: wie Sprache Menschen zusammenbringt und wo Verständigung scheitert
- 10 Was Worte offenlassen: mal zum Schmunzeln, mal zum Nachdenken
- 12 Interview: Dragica Rajčić Holzner über (Sprach-)Zugehörigkeit

15 CARTE BLANCHE

Oana Popa schreibt über das schwierige Ankommen im Engadin

KANTON GRAUBÜNDEN

- 16 Lokaltermin im Meiersboden: Alle wollen auf die Sprachkursliste
- 18 Fachstelle Integration: frühkindliche Sprachförderung
- 20 Fachstelle Integration: neue Sprachvermittlungsmethode LieLa

LEBENSNAH

- 22 Mit Respekt fängt alles an



15 Oana Popa kam als Zwölfjährige ins Engadin. Was ihr anfangs die Sprache verschlug, wurde zum Stoff für scharfe Beobachtungen.

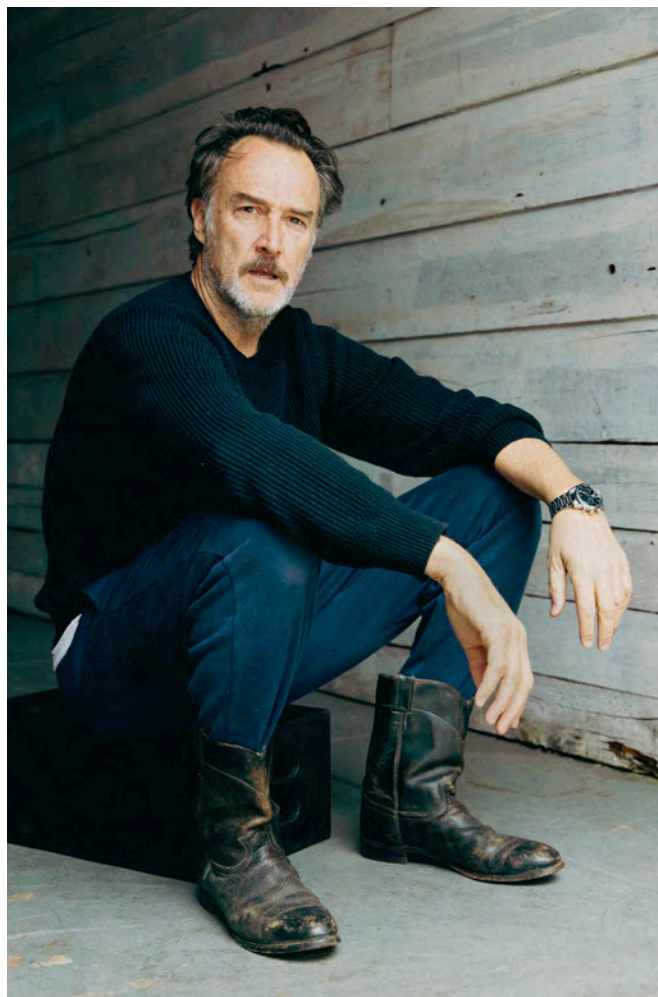


6 Manche Wörter fliegen uns zu, andere müssen wir mühsam einfangen. Und selbst wenn wir sie kennen, ist noch längst nicht alles gesagt.

18 Mit der LieLa-Methode wird Deutsch mit Gesten, Bildern und Bewegung vermittelt. Das macht Mut und bringt rasch erste Wörter in den Alltag.



«Jede Sprache öffnet ein Fenster im Kopf» *Mit Sens Unik brachte Carlos Leal seine Perspektive auf die Bühne. Später wurde er Schauspieler in internationalen Produktionen und Fotograf in Los Angeles. Ein Gespräch über Sprache als Herkunft, Werkzeug und künstlerische Haltung.*



INTERVIEW:
PHILIPP
GRÜNENFELDER

FOTOS:
S. 4: LOGAN FAHEY
S. 5: CARLOS LEAL

MIX: Carlos Leal, Sie sind Rapper, Schauspieler und Fotograf. Alles hat mit Ausdruck zu tun. Welches Bedürfnis war zuerst: gesehen oder gehört zu werden?

Carlos Leal (CL): Wahrscheinlich zuerst das Gesehenwerden. Ich war Teenager, als Hip-Hop in der Schweiz ankam, und begann mit Breakdance. Das war körperlich, direkt, eine Art, sich in den Raum zu stellen. Erst später kam der Rap dazu. Dann wurde aus dem Körper auch eine Stimme.

MIX: Sens Unik brachte Rap in der Schweiz früh auf eine grosse Bühne. War auch Rap für Sie mehr als Musik?

CL: Ja. Er war für mich mit Hip-Hop eine ganze Kultur, nicht nur Musik. Ich bin in Renens bei Lausanne aufgewachsen, in einer Stadt mit vielen Migrantinnen und Migranten und damals auch sozialen Problemen. Hip-Hop bot dafür eine gesunde Form: Breakdance forderte den Körper,

Rap den Kopf. Ich war kein besonders guter Schüler. Als ich mit Rap anfang und meine ersten Lyrics schrieb, merkte ich schnell: Wer mit seinen Rhymes herausragen will, muss viel lesen. So wurde Rap für mich zum Zugang zur Literatur.

MIX: Was konnte Rap ausdrücken, was anderswo keinen Platz hatte?

CL: Am Anfang war Rap vor allem eine soziale Sprache. Es ging nicht in erster Linie um Liebeslieder, sondern um das eigene Leben, um Gesellschaft, Freundschaft, Probleme. Ich schrieb schon vor Sens Unik auf Spanisch und Französisch, weil das die Sprachen waren, die mir zur Verfügung standen. Ausserdem konnte ich Englisch damals nicht gut genug. Französischer, spanischer oder auch deutscher Rap war kaum im Bewusstsein. Mit unserer Perspektive brachten wir sie selbstverständlich mit auf die Bühne.

MIX: Welche der beiden Sprachen war Ihre erste Heimat?

CL: Beide. Französisch war die Sprache der Schule, Spanisch die Sprache meiner Familie. Meine Eltern schickten mich abends in spanische Kurse für Kinder von Auswanderern. Ich hasste das damals. Heute bin ich dankbar, weil ich so mein sprachliches Erbe nicht verlor. Dazu kam Italienisch, fast zufällig: Meine Eltern sprachen kein Französisch, verstanden und sprachen aber das Italienisch unserer vielen Nachbarn. Also schaute ich mit ihnen auch italienisches Fernsehen. Was für sie eine Einschränkung war, wurde für mich ein Vorteil.

MIX: Die Schweiz versteht sich gern als mehrsprachig. Wie erleben Sie diese Mehrsprachigkeit?

CL: Für mich war Mehrsprachigkeit kein Statement im Sinn von: Schaut her, ich spreche viele Sprachen. Sie war eine Möglichkeit. Englisch wurde wichtig, als wir mit Sens Unik im Ausland unterwegs waren und ich später als Schauspieler international arbeitete. Jede Sprache öffnet ein Fenster im Kopf. Man versteht nicht nur Wörter, sondern bekommt auch eine weitere Art, die Welt zu sehen. Gleichzeitig dürfen die eigenen Sprachen nicht verloren gehen: Rätoromanisch, Italienisch, Schweizerdeutsch, all die Dialekte. Sprache schafft Identität.

MIX: Als Rapper sprechen Sie mit der eigenen Stimme. Als Schauspieler leihen Sie Ihre Stimme einer Figur. Was ist schwieriger?

CL: Es ist vor allem anders. Beim Rap bist du selbst. Das ist nicht unbedingt einfacher, aber ehrlicher, weil du deine Sicht auf die Welt verteidigst. Als Schauspieler musst du eine Figur verstehen: Wie spricht sie? Schnell oder langsam? Mit welchem Akzent? Wie denkt sie, warum handelt sie so? Schauspiel ist fast anthropologische Arbeit. Man untersucht den Menschen, und seine Sprache ist dafür ein wichtiger Zugang.

MIX: Mit der Fotografie haben Sie nochmals eine andere Sprache gefunden. Welche?

CL: Als Rapper war ich eine Art urbaner Journalist. Als Schauspieler erzähle ich Geschichten, die andere geschrieben haben. Während Covid in Los Angeles wollte ich wieder selbst erzählen. Die leeren Strassen wirkten faszinierend

apokalyptisch, also begann ich, darin zu fotografieren. Zuerst interessierten mich Ästhetik, Architektur, Farben. Dann kam mein sozialer Blick zurück: Obdachlosigkeit, extreme Armut, die Kehrseite des kalifornischen Traums. Die Fotografie gab mir wieder die Möglichkeit, die Welt so zu zeigen, wie ich sie sehe.

«Die Fotografie gab mir wieder die Möglichkeit, die Welt so zu zeigen, wie ich sie sehe.»

MIX: Sie haben die USA auch wegen des aktuellen gesellschaftlichen und politischen Klimas verlassen. Was machte diese Stimmung mit Ihnen?

CL: Nach 15 Jahren Los Angeles musste ich gehen. Nicht nur politisch, auch kulturell. Die amerikanische Kultur ist stark auf Erfolg ausgerichtet, auf ein permanentes Wettrennen. Ich wollte auch, dass meine Kinder einen anderen

Horizont erleben. Für mich bedeutet die Rückkehr in die Schweiz und erstmals in die Deutschschweiz, mich teilweise neu zu erfinden: als Schauspieler in europäischen Projekten, als Fotograf mit neuen Themen. In der Schweiz sind soziale Probleme zwar weniger sichtbar als in den USA, aber es gibt sie genauso. Ich werde meinen Blick darauf finden.

MIX: Welche Projekte beschäftigen Sie ausserdem?

CL: Ich habe im Sommer die zweite Staffel der ZDF-Serie «Die Zweiflers» abgedreht und spielte mit Sens Unik neun Festivals. Jetzt folgt eine kleine Clubtour. Das fühlt sich entspannter an als früher. Wir müssen niemandem mehr etwas beweisen. Viele im Publikum sind mit uns älter geworden und schwelgen in Nostalgie (schmunzelt). Daneben mache ich Auditions und fotografiere weiter. Künstler zu sein, heisst, nicht genau zu wissen, was als Nächstes kommt. Aber bisher kamen immer wieder neue Projekte.



Los Angeles durch Carlos Leals Kamera: Während der Pandemie begann er, die leeren Strassen zu fotografieren. Später rückten Obdachlosigkeit und soziale Gegensätze in seinen Fokus.



Bitte verbinden Eine lokale Sprache zu lernen, ist zentral, um in Graubünden selbstständig zu leben, mitzureden und sich zugehörig zu fühlen. Doch Verständigung entsteht nicht allein durch Wortschatz und Grammatik. Dialekt, Tempo, Fachsprache, unausgesprochene Regeln und Unsicherheit können neue Hürden schaffen. Damit der Austausch gelingt, braucht es ein Gegenüber, das zuhört, nachfragt und mitdenkt.

Ich habe gelächelt und angedeutet, dass ich es verstanden habe.» Yasser Ali kennt diesen Reflex. Der 47-Jährige kam vor zwölf Jahren aus Syrien in die Schweiz und begann hier, Deutsch zu lernen. Trotzdem erinnert er sich gut an Situationen, in denen er in Alltagsgesprächen lieber nicht nochmals nachfragte, wenn er etwas nicht verstanden hatte. Aus Sorge, sich zu exponieren oder für weniger kompetent gehalten zu werden. Also lächeln, nicken, weitergehen.

Wie viele Wörter muss man kennen, damit das nicht mehr passiert? Die Frage führt in die falsche Richtung. Selbstverständlich ist der Erwerb einer lokalen Sprache eine zentrale Voraussetzung für Integration. Im Kantonalen Integrationsprogramm Graubünden

(KIP 3) wird rund ein Viertel der Mittel für den Förderbereich Sprache eingesetzt, mehr als für jeden anderen Bereich. Zugewanderte sollen Sprach- und Alltagskompetenzen für Selbst-

ständigkeit, gesellschaftliche Teilhabe, Ausbildung und Arbeit erwerben. Wie die Fachstelle Integration den Anfang dieses Weges gestaltet, zeigen MIX-Besuche im Erstaufnahmезentrum Meiersboden und im Durchgangszentrum Valbella (siehe S. 16 und 18).

Doch mit Sprachkursen oder einem erreichten Sprachniveau allein ist das Thema nicht erledigt. Eher im Gegenteil: Die eigentliche Bewährungsprobe beginnt im Alltag, beim Znüni im Betrieb, am Elternabend, an der Bushaltestelle oder bei der Ärztin. Dort zeigt sich, wie viel zwischen den gelernten Wörtern noch passieren kann.

Die eigentliche Bewährungsprobe beginnt im Alltag, beim Znüni im Betrieb, am Elternabend, an der Bushaltestelle oder bei der Ärztin.



Mehr als Grammatik

«Eine Auffassung der Sprache nach Grammatik und Wortschatz reicht zu kurz», sagt Marina Petkova. Die Linguistin forscht und lehrt an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) zu sprachlicher Integration, Mehrsprachigkeit und der Deutschschweizer Sprachsituation. Kommunikation sei immer ein Zusammenspiel von sprachlicher und sozialer Kompetenz. Um eine Sprache zu beherrschen, müsse man nicht nur Wörter verstehen, sondern Situationen lesen, Rollen einschätzen und wissen, welche Art des Sprechens gerade passt.

Petkova illustriert diese Erkenntnis mit einem denkbar alltäglichen Beispiel: dem Einkaufen. Wer gewohnt ist, auf einem Markt von Stand zu Stand zu gehen und über den Preis der Tomaten zu verhandeln, bringt ein anderes Wissen über die Situation mit als jemand, der im Supermarkt nach der Nummer zum Wägen der Peperoni fragt. Der Wortschatz kann übereinstimmen und die Situation trotzdem fremd bleiben. Beim Arztbesuch, im Elterngespräch oder auf einer Amtsstelle kommen Fachbegriffe, Erwartungen, Abläufe und unausgesprochene Regeln hinzu.

Genauso wenig gibt es «die» Ausgangslage für den Spracherwerb. Petkova weist darauf hin, dabei nicht nur an bestimmte Gruppen von Migrantinnen und Migranten zu denken. Das Spektrum reicht von Menschen, die nie eine Schule besucht haben und zuerst lernen müssen, wie man lernt, bis zu hochqualifizierten Fachkräften, die ihren Arbeitsalltag auf Englisch bestreiten. Einige lernen die zweite Sprache, für andere ist es bereits die dritte oder vierte Fremdsprache. Bereits vorhandene Sprachen können den Erwerb einer weiteren sehr erleichtern. Mehrsprachigkeit ist auch deshalb eine Ressource.

Der Wortschatz kann übereinstimmen und die Situation trotzdem fremd bleiben.

Und noch etwas lässt sich kaum in Niveaustufen abbilden: die Lebenssituation. Wer gleichzeitig Geldsorgen hat, die Familie durch einen unsicheren Alltag navigiert oder belastende Erlebnisse verarbeitet, lernt unter anderen Voraussetzungen als jemand, der sich sicher fühlt. «Die Motivation ist etwas vom Wichtigsten, auch für den Spracherwerb», sagt Petkova. Eng damit verbunden sei emotionale Sicherheit. Wer sich aufgenommen und willkommen fühle, könne nachweislich besser lernen und das Gelernte eher behalten. Spracherwerb fördert also das Ankommen und ein gutes Ankommen fördert umgekehrt massgeblich den Spracherwerb.

Was das im Kleinen bedeutet, lässt sich im Sprachtreff der Stadtbibliothek Chur beobachten. Viele kämen zunächst, um das Sprechen zu verbessern, erzählt Bibliotheksleiterin Heidi Theus, und merkten bald, dass sie ebenso Kontakte, Orientierung und Sicherheit suchten. Ohne Prüfung und Leistungsdruck wird in bunt gemischten Runden über Einkaufen, Verkehr, Essen, Humor oder Eigenheiten der



jeweiligen Sprache geredet. Manchmal zeigt sich der Fortschritt darin, dass jemand plötzlich mehr Fragen stellt, manchmal darin, dass Teilnehmende nach dem Treffen gemeinsam einen Kaffee trinken gehen. «Dann wird Sprache mehr als ein Lernziel», sagt Theus. «Sie kann als wichtiges Werkzeug eingesetzt werden für Beziehungen, Freundschaften und gesellschaftliche Teilhabe.» Doch spätestens ausserhalb solcher geschützten Räume wartet wieder eine Sprachwelt, auf die kein Kurs vollständig vorbereiten kann.

Wenn Hochdeutsch nicht reicht

Wer Hochdeutsch lernt, merkt in der Deutschschweiz oft schon auf dem Weg zur Lektion, dass rundherum etwas anderes gesprochen wird. Standardsprache und Dialekt teilen sich auch in weiten Teilen Graubündens den Alltag. Der Fachausdruck dafür lautet gemäss Sprachwissenschaftlerin Petkova Diglossie. Für Zugewanderte bedeutet das zunächst zusätzliche Arbeit. Im Zweiergespräch wechselt das Gegenüber vielleicht noch auf Hochdeutsch. Sobald mehrere Einheimische zusammensitzen, fällt die Runde schnell wieder in den Dialekt. Wer eben noch gut folgen konnte, steht plötzlich daneben.

Dialekt ist in der Deutschschweiz auch eine Varietät der Nähe und Zugehörigkeit.

Mundart und Standardsprache wechseln, seien sie sprachlich erstaunlich flexibel. Sie können Formulierungen mit einer abweichenden Grammatik oder Aussprache häufig schneller verstehen und sind bei Verständigungsschwierigkeiten bemerkenswert flexibel. «Das ist tatsächlich ein grosser Vorteil», sagt sie.

So weit, so mühsam. Doch Petkova dreht die Perspektive um. Gerade weil Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer von klein auf unterschiedliche Dialekte hören und zwischen

Einfach wird es dadurch trotzdem nicht. Dialekt ist in der Deutschschweiz gemäss der Expertin auch eine Varietät der Nähe und Zugehörigkeit. Wer immer sofort ins Hochdeutsche wechselt, meint es vielleicht höflich, kann beim Gegenüber aber genau das Gegenteil auslösen. Wer den Dialekt längst versteht, empfindet den Wechsel bisweilen als Signal, noch nicht ganz dazuzugehören. Andere sind froh darüber. Eine Gebrauchsanweisung gibt es entsprechend nicht. Dafür braucht es etwas, das auf beiden Seiten ohnehin hilft: aufmerksam zuhören, Signale wahrnehmen und im Zweifel nachfragen.

Bitte nicht in Zeitlupe

Ausgerechnet der gut gemeinte Versuch, besonders verständlich zu sein, kann nämlich eine neue Hürde schaffen. Petkova verweist auf das wissenschaftlich untersuchte Phänomen des sogenannten «Foreigner Talk». Manche Einheimische sprechen mit Deutschlernenden plötzlich auffällig langsam, bauen übertrieben einfache oder gar fehlerhafte Sätze und reduzieren die Kommunikation auf das vermeintlich Nötigste. Dahinter steckt bisweilen eine falsche Gleichsetzung: Wer sich sprachlich unsicher ausdrückt, wird auch für weniger kompetent gehalten. Doch wer noch nicht perfekt Deutsch spricht, hört deshalb nicht schlechter und denkt auch nicht weniger komplex.

Wie weit beides auseinanderliegen kann, zeigt Yasser Ali. In Syrien arbeitete der Familienvater neun Jahre als Jurist, in der Schweiz absolvierte er unter anderem einen CAS in Migrationsrecht und arbeitet heute als Sprachkursleiter und interkultureller Dolmetscher für Arabisch und Kurdisch. Gerade in dieser Funktion fragt er nach, sobald etwas nicht eindeutig ist. Nicht weil ihm das Wissen fehlt, sondern weil Genauigkeit zu seiner Arbeit gehört. «Ich muss alles verstehen, nicht nur 70 Prozent», sagt er. Sprachliche Sicherheit und fachliche Kompetenz sind eben nicht dasselbe.

Petkova geht noch einen Schritt weiter. Auch gut gemeinte Unterstützung könne Menschen abwerten, wenn ihnen vorschnell weniger zugetraut werde. Sie spricht von einer Form positiver Diskriminierung und kennt diese auch aus eigener Migrationserfahrung. Wertschätzung könne im Gegenteil bedeuten: «Ich weiss, dass du das kannst.» Natürlich kann es helfen, langsamer zu sprechen, einen komplizierten Satz zu vereinfachen oder auf Hochdeutsch zu wechseln. Entscheidend ist, sich dabei am tatsächlichen Bedarf des Gegenübers zu orientieren und nicht an einer vorschnellen Vorstellung davon. Diese Verantwortung liegt nicht nur bei Einzelpersonen. Petkova begegnet immer wieder Informationen im Internet oder auf Flyern, die sich ausdrücklich an Migrantinnen und Migranten richten und trotzdem kaum verständlich sind. «Sehr häufig können das nicht einmal Schweizerinnen und Schweizer genau verstehen, wenn sie sich nicht auskennen», sagt sie. Verständliche Sprache ist deshalb keine Gefälligkeit. Sie entscheidet mit darüber, ob Menschen Informationen nutzen, Entscheidungen treffen und selbstständig handeln können.

Doch selbst ein verständlicher Satz garantiert noch nicht, dass beide Seiten dasselbe meinen. Menschen bringen Erfahrungen, Erwartungen und Vorstellungen mit, die sich nicht mitübersetzen lassen. Genau an solchen Stellen beobachten interkulturelle Dolmetschende besonders häufig, wie Verständigung ins Stocken gerät.

Zwischen den Zeilen

Elodie Rosσμαier dolmetscht Französisch und Deutsch, häufig für Menschen aus west- und zentralafrikanischen Ländern. «Eine Fachperson empfahl einer Mutter einmal, mit ihrem Kind häufiger in den Wald zu gehen», beginnt Rosσμαier ein Beispiel. Für die Mutter habe das nicht nach einem harmlosen Spaziergang zwischen markierten Wegen und Spielplätzen geklungen. Sie habe «Wald» mit «la brousse», also mit Buschland, wilden Tieren und Gefahren aus ihrer Herkunftsregion verbunden. «Von aussen konnte ihre Zurückhaltung wie mangelndes Interesse wirken. Tatsächlich wollte sie hinaus, ihr fehlte aber ein Stück Kontext», so die interkulturelle Dolmetscherin.

Bisweilen ist es noch banaler. Eine Fachperson rät etwa zu einem «gesunden Znüni». «Sagen Sie nicht einfach «gesund», das ist zu abstrakt», empfiehlt Rosσμαier. «Sagen Sie konkrete Beispiele.» Was für die eine Seite selbstverständlich ist, muss für die andere noch lange nicht dasselbe bedeuten. Ihr Dolmetscher-Kollege Yasser Ali erlebt das besonders häufig im Bildungssystem. Was bedeutet «Feinmotorik»? Was heisst es, wenn ein Kind noch nicht «reif» für den nächsten Schritt ist? Letzteres musste der Mutter erklärt werden, damit klar wurde: «Es geht nicht um Intelligenz oder Dummheit.» Auch die Durchlässigkeit des Schweizer Bildungssystems ist vielen neu zugezogenen Eltern unbekannt. Eine Empfehlung für einen bestimmten Schulweg kann dann als Abwertung verstanden werden, obwohl die Lehrperson etwas ganz anderes bezweckt.

Weil auch Angst mitredet

Noch stärker wirken solche Unterschiede dort, wo Scham und Angst ins Spiel kommen. Eine Einladung des Schulpsychologischen Dienstes oder der KESB kann bei Menschen, die staatliche Stellen aus anderen, oft negativen Kontexten kennen, Vorstellungen auslösen, die hier niemand beabsichtigt. Ali erlebt, dass Eltern aus Angst, ihnen könnten die Kinder weggenommen werden oder andere negative Folgen entstehen, besonders vorsichtig sprechen oder Probleme lieber nicht erwähnen. «Manchmal beginnt die Hilfe beim Verständnis schon vor dem eigentlichen Gespräch. Dann geht es zunächst darum, zu erklären, weshalb man überhaupt hier ist und welche Aufgabe die betreffende Institution hat», sagt er.

Selbst ein verständlicher Satz garantiert noch nicht, dass beide Seiten dasselbe meinen.

Gerade in sensiblen Situationen kann zusätzlich professionelle Unterstützung sinnvoll sein. Gesundheit, Soziales und Bildung sind laut Alexander Moline, Bereichsleiter bei Arge Verdi, dem Vermittlungsdienst für interkulturelle Dolmetschende, die wichtigsten Einsatzfelder in Graubünden. «Es kann sein, dass jemand bei der Arbeit mit seinem Deutsch problemlos durchkommt, bei einem Arzttermin aber trotzdem nicht genau versteht, worum es geht.» Je folgenreicher ein Missverständnis wäre, desto wichtiger werde die sprachliche Absicherung. Ali bezeichnet die Anwesenheit eines Dolmetschers bei wichtigen Gesprächen deshalb bisweilen als «eine Art Versicherung».

Hilfsmittel bleiben Hilfsmittel

Für viele sprachliche Hürden gibt es heute auch digitale Unterstützung. Ein fremdes Wort ist in Sekunden gefunden, ganze Formulare und Briefe lassen sich übersetzen oder vereinfachen. Im Alltag kann das enorm hilfreich sein. Auch Petkova sieht darin grosses Potenzial, etwa unterstützend im Deutschkurs oder beim Zugang zu Informationen. «KI ist mittlerweile ein toller Assistent. Aber nur ein Assistent», sagt sie. Ein System könne Texte bearbeiten, Übungen erstellen oder Übersetzungen liefern. Was es nicht ohne Weiteres erfasse, sei die konkrete Situation. Wer sitzt einem gegenüber, was bringt diese Person mit und weshalb löst ein scheinbar harmloser Begriff vielleicht Unsicherheit oder eine unerwartet harsche Reaktion aus? Dafür brauche es Kontextwissen, Fachkompetenz und in vielen Situationen einen aufmerksamen Menschen. «Überhaupt wird im Integrationsbereich viel darüber diskutiert, wie entscheidend der Einsatz von qualifizierten Fachpersonen und deren professionelles Handeln sind», so die Expertin.

«KI ist mittlerweile ein toller Assistent. Aber nur ein Assistent.»

Beim professionellen Dolmetschen erweitert die Technik ebenfalls die Möglichkeiten. Telefon- und Videodolmetschen können laut Moline gerade in einem weitläufigen Kanton wie Graubünden Distanzen überbrücken und seltene Sprachen schneller verfügbar machen. Sie lösen damit aber vor allem ein praktisches Problem.

Ob zwei Menschen am Ende tatsächlich dasselbe verstanden haben, bleibt eine andere Frage. Heidi Theus bringt es aus der Perspektive des Sprachtreffs auf einen einfachen Nenner: «Sprache ist selten das eigentliche Ziel. Sprache ist der Schlüssel.» Türen öffnen sich allerdings leichter, wenn auf der anderen Seite jemand mitdenkt. Wenn eine Lehrperson erklärt, was sie mit «reif» meint. Wenn eine Ärztin merkt, dass ein Fachbegriff nicht angekommen ist. Wenn eine Nachbarin nicht sofort in Zeitlupe verfällt, sondern erst einmal normal weiterredet. Und wenn beide Seiten nachfragen, bevor aus Unsicherheit ein Missverständnis wird. Dann wird aus Sprache tatsächlich Verbindung. ●

ITALIANO



RUMANTSCH





Was Worte offenlassen

Merve, Mohammad und Ali erzählen von sprachlichen Missverständnissen, verlegenen Momenten und Ausdrücken, die sie inzwischen besonders mögen.

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTOS: DONATA ETTLIN

Merve Danaci (38), Seewis
«Ich höre nur ‹stellen›, sonst nichts»

Vor zweieinhalb Jahren bin ich in die Schweiz gekommen. In der Türkei habe ich Öffentliche Verwaltung studiert und als Zollbeamtin gearbeitet. Nun bereite ich mich auf die eidgenössische Prüfung zur Aussenhandelsfachfrau vor. Ausgerechnet das Wort «Zoll» kommt mir auf Deutsch nur schwer über die Lippen. Im Türkischen spricht man das Z weicher aus. Wenn ich von meinem früheren Beruf erzähle, verstehen die Leute deshalb oft etwas mit «Soll». Erst wenn ich «Import, Export» sage, geht ihnen ein Licht auf. Umgekehrt bereiten mir Verben mit «stellen» beim Hören Mühe: bestellen, aufstellen, herstellen. Ich höre nur «stellen», sonst nichts. Dabei bedeutet es jedes Mal etwas anderes. «Bevölkerung» klang bei mir anfangs wie «Bewölkung», was mein Gegenüber ziemlich verwirrte. Und beim Autokauf fragten wir einmal nach «Ferienreifen» statt nach Sommerreifen. Jede Sprache hat eben ihre eigenen Bilder. Solche Stolpersteine hemmten mich anfangs sehr. Ich hatte Angst, etwas falsch zu sagen. Heute weiss ich, dass Fehler zum Lernen gehören. Ich bin den wunderbaren Menschen sehr dankbar, die mir dabei geduldig zuhören – so können Missverständnisse sogar Spass machen.

ITALIANO



RUMANTSCH





Mohammad Hussain Sultani (26), Litzirüti
«Draussen klingt vieles ganz anders»

Bald zwei Jahre lebe ich schon in der Schweiz. In Afghanistan habe ich das Gymnasium besucht und in der Türkei ein Diplom in Computer Engineering gemacht. Nun möchte ich mein Deutsch von B1 auf B2 verbessern und einen Master machen. Anfangs lernte ich selbstständig im Internet. Dabei half mir, dass ich neben Dari auch Englisch und Türkisch spreche und das hiesige Alphabet bereits kannte. Heute besuche ich Sprachkurse, gehe ins Sprachcafé im Kulturpunkt in Chur und schaue Sendungen auf Play SRF. So lerne ich auch mehr über die Schweiz. Die grösste Herausforderung ist das Schweizerdeutsch. Im Unterricht lernen wir Hochdeutsch, draussen klingt vieles ganz anders. Am Anfang sagten die Leute dauernd «Grüezi». Ich verstand nicht, was sie meinten, und antwortete: «Ja, ja, ja.» Inzwischen ist «Uf Wiederluege» mein Lieblingswort. Der Kontakt zu Einheimischen ist für das Deutschlernen wichtig. In Arosa spiele ich Volleyball und komme so mit Schweizern ins Gespräch. Wenn wir einander zuhören, werden aus Fremden langsam Vertraute.



Ali Asil (29), Chur
«Ich dachte, der Dozent hält mich für faul»

Als Sanitärplaner hatte ich mir in Afghanistan ein gutes Leben aufgebaut. Weil meine Firma für internationale Organisationen arbeitete, musste ich fliehen. Seit vier Jahren lebe ich in der Schweiz. Mein Ziel war von Anfang an, schnell Deutsch zu lernen und wieder in der Architekturbranche zu arbeiten. Als ich ein Studium an der FH Graubünden beginnen konnte, war ich bei Präsentationen sehr nervös. Einmal sprach ich so schnell, dass der Dozent sagte: «Sei patschifig.» Ich verstand, er halte mich für faul. Das traf mich, denn ich hatte wochenlang intensiv an meinem Projekt gearbeitet. Erst am nächsten Tag erklärte mir ein Mitsudent, «patschifig» bedeute im Bündner Dialekt ruhig oder entspannt. Ein anderes sprachliches Missverständnis brachte uns zum Lachen. Während einer Exkursion besuchten wir ein Gebäude in Basel und danach eines im Kanton Zug. Im Auto sagte jemand: «Wir können in Zug schlafen.» Weil ich den Kanton noch nicht kannte, dachte ich an einen Eisenbahnzug und rief: «Ich kann nicht im Zug schlafen!» Einen Moment lang waren alle still, dann lachten wir gemeinsam. Bis heute muss ich darüber schmunzeln.



«Ich wollte mein Deutsch nicht reparieren» *Dragica Rajčić Holzner kam als junge Frau in die Schweiz, arbeitete als Reinigungskraft, kehrte nach Kroatien zurück, floh später mit ihren Kindern vor dem Krieg – und ist heute Schweizer Schriftstellerin. Ein Gespräch über (Sprach-)Zugehörigkeit und die Frage, wer bestimmt, was richtig klingt.*

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTO: AYSE YAVAS

MIX: Frau Rajčić Holzner, Sie sind in Split aufgewachsen, gingen nach der Matur nach Australien und kamen 1978 erstmals in die Schweiz. Was suchten Sie damals und was fanden Sie vor?

Dragica Rajčić Holzner (DRH): Mein damaliger Mann suchte als Fussballprofi einen Club in der Schweiz. Ich durfte ihm erst 15 Monate später folgen. Traurig machte mich die Wand zu den Menschen, in Form einer nie gehörten Sprache. Ich traf zudem auf eine Gesellschaft des Funktionierens, der Pünktlichkeit und Effizienz. Das Ankommen war entsprechend schwer, obwohl man eigentlich nie ganz

«Das Leben ist immer ein Weitergehen, mit neuen Aufgaben, äusserlich und innerlich.»

ankommt. Das Leben ist immer ein Weitergehen, mit neuen Aufgaben, äusserlich und innerlich. Im Kroatischen gibt es dafür den Aorist, eine Zeitform zwischen Vergangenheit und Gegenwart: Man ist gegangen, aber noch nicht angekommen. Dieses Gefühl des Zwischenorts passt sehr gut zum Migrationsprozess.

MIX: Was bedeutete diese Funktionsgesellschaft für Sie während Ihrer Zeit als Reinigungskraft und Heimarbeiterin?

DRH: Ich lernte ziemlich schnell den St. Galler Dialekt, allerdings mit falscher Betonung. Wer anders spricht oder nicht spricht, gilt schnell als dämlich oder minderwertig. Zugleich sah ich, wie unsichtbar Arbeit im Tieflohnsektor bleibt. Niemand erzählt von der Müdigkeit, vom Schmutz, von der Demütigung, wenn man den Abfall anderer Menschen wegmacht. Nach meinem ersten Lyrikband «Halbgedichte einer Gastfrau», 1986 in einem Deutsch erschienen, wie es arbeitende Menschen reden, wurde ich in der Literaturwelt und in den Zeitungen die «schreibende Putzfrau» genannt. Migrantinnen putzen die Schweiz sauber, pflegen alte Menschen, waschen Geschirr und halten das System am Laufen, bleiben aber als Subjekte unsichtbar und sprachlos. Wenn ich heute eine junge syrische Mutter beim Putzen sehe oder albanische Frauen an der Supermarktkasse, weiss ich: Diese «Gastfrau» aus meinem Buch existiert weiter.

MIX: 1988 kehrten Sie nach Kroatien zurück, 1991 flohen Sie mit Ihren Kindern erneut in die Schweiz. Was machte dieser Unterschied zwischen Rückkehr und Flucht mit Ihrer Sprache?

DRH: Die Rückkehr nach Kroatien war ein Versuch, die eigene Sprache und die berufliche Identität zurückzugewinnen. Ich schrieb in meinem Kulturraum, ohne die ständige Barriere im Kopf. Doch der Krieg unterbrach das jäh. Flucht ist keine geplante Auswanderung. Sie bricht nicht nur die Geografie, sondern auch das Vertrauen in die Welt. Dadurch änderte sich meine Haltung gegenüber der deutschen Sprache. Sie wurde zu einer Überlebensstrategie gegen die innere Zerrissenheit. Deutsch war zunächst ein Schutzraum, eine Fremdsprache, in der ich gegen Krieg und Vergangenheit anschreiben und mich zugleich verstecken konnte. Ich verbot mir anfangs sogar, kroatisch zu denken, damit ich auf Deutsch literarisch arbeiten konnte. Mit der Zeit schreibt sich die neue Sprache in einen Menschen ein. Jedes neue Wort wird wie ein neu gewonnener Besitz. Gleichzeitig

«Eine zweite Sprache spaltet die Identität in mehrere Ichs, Wahrheiten und Ordnungen.»

entsteht ein Konflikt zwischen Nähe und Fremdheit. Eine zweite Sprache spaltet die Identität in mehrere Ichs, Wahrheiten und Ordnungen. Aus dieser Spannung entsteht auch kreative Energie.

MIX: Wann wurde Deutsch für Sie zum literarischen Mittel?

DRH: Es wurde in dem Moment mein Werkzeug, als ich begann, die Sprache nach meinen eigenen Regeln umzubauen. Ich wollte mein Deutsch nicht reparieren, nur damit es für die Lesenden bequemer wird. Ich passte mich nicht an die Fassade einer vollständigen Assimilation an, die man heute oft verharmlosend Integration nennt. Ich liess Brüche, fehlende Artikel und falsche Endungen so stehen, wie sie mir aus dem Ohr in den Mund fielen.

Dass der Komponist David Philip Hefti die «Halbgedichte» jetzt als Liederzyklus «Rottot» vertont hat, erfüllt mich mit Stolz. Vierzig Jahre später erhält meine Sprache eine zusätzliche Stimme.

«Fehler im Text sind wie kleine Steine auf dem Weg. Die Lesenden sollen darüber stolpern.»

MIX: Weshalb wollten Sie die Fehler nie kaschieren?

DRH: Die Gesellschaft verlangt, dass du Grammatik perfekt beherrschst, um ein nützlicher, ganzer Mensch für den Arbeitsmarkt zu werden. Ich habe die Fehler dagegen als Tatsachen der Migration akzeptiert. Wenn du auf Deutsch und Kroatisch schreibst, entsteht ein Zwischenraum. Das sind produktive Leerstellen. Sie zeigen, dass Sprachen sich nie völlig decken und bei jeder Übersetzung ein Rest übrigbleibt. Fehler im Text sind wie kleine Steine auf dem Weg. Die Lesenden sollen darüber stolpern und spüren, wie weh es tut, fremd zu sein und keine glatte Stimme zu haben. Diese Spuren stehen zu lassen, ist kein Unvermögen, sondern bewusster Widerstand.

MIX: Was entscheidet, ob jemand wegen seiner Sprache glaubwürdig wirkt oder unterschätzt wird?

DRH: Es hat mit dem Narrativ zu tun, dass man mit dem Beherrschen einer Landessprache irgendwann auch einen guten Lohn bekommt. Dabei wird die Sprachbarriere gerade als akzeptierter Vorwand genutzt, um Menschen in tiefen Löhnen und sozialen Schichten festzuhalten. Sobald ein ausländisch klingender Name auf dem Lebenslauf steht, greift Diskriminierung. Darum werden Bewerbungen von Lehrstellensuchenden zum Teil anonymisiert. Niemand fühlt sich von selbst als Ausländerin oder Ausländer. Man wird von der Mehrheit so behandelt und darauf zurückgeworfen.

MIX: Was machen solche Begriffe wie fremd, wenig integriert, Flüchtling oder Ausländerin mit Menschen?

DRH: Diese Wörter identifizieren, katalogisieren und verwalten uns. Erst war ich die billige Gastarbeiterin, dann die Ausländerin, dann die Asylantin, dann der Mensch mit Migrationshintergrund. Solche

Tag X im Leben Marie S.

Erste Tramm
Kind auf dem Schoss
aussteigen
Kinderort ist voll trennen
Maschine anschalten
Flasche füllen
Mittag Tramm
kochen, staub wischen
Nachmittag
MaschineTag
Mittag Tramm
kochen, staub wischen
Nachmittag
Maschine anschalten
Flasche füllen
um 6 Uhr Kind abholen
Abendbrot streichen
verschlungen
Kind baden
in Bett tun
Beine ausstrecken
kussen vergessen
schlafen
und treumen
treumen
von Heimat

Aus «Halbgedichte
einer Gastfrau»

Begriffe wollen Abweichung wie in einer Tabelle kontrollieren. Zugleich gibt es ein Missverständnis. Die Mehrheitsgesellschaft sagt oft: Ihr bekommt hier doch alles, Demokratie, Brot, Schule. Warum klagt ihr? Was dabei vergessen wird, ist die Spalte in der Tabelle mit dem Leben, dem immensen emotionalen Verlust. Du hast deine Liebe verlassen, deine Geschwister, deine engsten Freunde. Dieser Verlust erscheint in keiner Statistik. Niemand weiss, was dich einmal getragen hat und was dein früheres Zuhause war.

MIX: Sie haben soziokulturelle Animation studiert und danach literarisches Schreiben am Literaturinstitut in Biel unterrichtet und in einer Schulresidenz mit Kindern gearbeitet. Was trieb Sie an?

DRH: Das Studium der Soziokultur hat meinen Blick für bürokratische Sprache geschärft. Der Unterricht zum literarischen Schreiben war dann wie ein «Einspruch» gegen diese ordnende Tabellenblindheit. Beim Unterrichten an der Sprachheilschule Bern beispielsweise ging es mir nicht um korrekte Rechtschreibung, sondern um die Freude am Erzählen. Wer seine Geschichte erzählen darf, kommuniziert mit der Welt und stärkt das Selbstbewusstsein. Am Elternabend liess

«Wer seine Geschichte erzählen darf, kommuniziert mit der Welt und stärkt das Selbstbewusstsein.»

ich die Mütter und Väter die Geschichten ihrer Kinder vorlesen. Viele sprachen selbst nur gebrochen Deutsch, die Nervosität war gross. Aber es entstand ein Raum auf Augenhöhe, getragen vom Stolz, die Geschichte des eigenen Kindes anderen zu zeigen. Erst wenn wir die Angst vor Fehlern ablegen und Raum für die Vielfalt der Kommunikation schaffen, geben wir Menschen ihre Stimme zurück.

MIX: Warum fällt es der viersprachigen Schweiz schwer, auch Albanisch, Portugiesisch, Tamilisch, Arabisch oder Ukrainisch als Teil ihres Sprachreichtums zu sehen?

DRH: Weil die Muttersprache von Migrantinnen und Migranten oft als Bedrohung für den Staat und das Schulsystem betrachtet wird. Es wird behauptet, wer zu Hause die Muttersprache spricht, gefährde die Bildung der Kinder. Das ist ein gefährlicher Irrtum. Wir brauchen die Herkunftssprache wie eine Krücke, um aufrecht gehen zu können. Ich gehe dabei von mir selbst aus: Weil ich in meiner Muttersprache verwurzelt bin und dort komplex denken gelernt habe, besitze ich die Kraft, das Deutsche literarisch zu verfremden. Die Herkunftssprache ist kein Mangel. In der Schweiz kommt noch etwas dazu: Der Dialekt gilt als das Echte und Intime, Hochdeutsch wird oft selbst als eine Art erste Fremdsprache erlebt. Vielleicht entsteht daraus eine besondere Strenge gegenüber einem Deutsch, das nicht brav kopiert wird.

MIX: Welche Begriffe bräuchten wir, um ehrlicher über Sprache, Migration und Zugehörigkeit zu sprechen?

DRH: Wir brauchen Wörter, die das gelebte Leben besser beschreiben. Ein wichtiges Wort ist für mich Mentalität. Es beschreibt ein historisch gewachsenes mentales Gepäck, Erfahrungen, die das Erleben, Fühlen und Handeln prägen und

«Wir brauchen Wörter, die das gelebte Leben besser beschreiben.»

über Generationen stabil bleiben. So wird Heimat nicht zu einem geografischen Ort, sondern zu einer inneren Struktur, die in einem weiterlebt und sich in der Sprache zeigt. Im Kroatischen gibt es dafür das Wort zavičaj. Es beschreibt die engere Umgebung des Seins, die allerersten Blicke, mit denen man als Kind die Welt erfasst hat.

Deutsch als ästhetische und politische Form

Dragica Rajčić Holzner, geboren 1959 in Radošić bei Split, veröffentlichte bereits am Gymnasium Gedichte und Kurzprosa. Sie schreibt Lyrik, Prosa, Theatertexte und Essays, zuerst auf Kroatisch, seit ihrem ersten Aufenthalt in der Schweiz auch auf Deutsch. Im Literaturbetrieb gilt sie als eigenständige Stimme, als Klangnest zwischen den Sprachen, nicht nur als Autorin über Migration, sondern als Schriftstellerin, die die Normen des Deutschen produktiv verschiebt. Ausgezeichnet wurde sie unter anderem mit dem Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis, dem Lyrikpreis Meran, mehreren Werkbeiträgen und 2021 mit dem Schweizer Literaturpreis für «Glück». 2026 vertonte der Komponist und Dirigent David Philip Hefti Texte aus dem Lyrikband «Halbgedichte einer Gastfrau» (1986) für LIEDBasel als Liederzyklus «Rottot».

Oana Popa



Wunde Punkte offenlegen

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Oana Popa (*1998 in Ploiești, Rumänien) ist transdisziplinäre Kunschtchaffende und Teil des postmigrantischen Kollektivs zwischentext. 2024 schloss sie den Bachelor Fine Arts an der ZHdK ab. Sie lebt und arbeitet zwischen Biel und Zürich. Sie befasst sich multimedial mit Zugehörigkeit, Erinnerung und institutionellen Machtverhältnissen. Seit 2026 realisiert sie mit neu in der Schweiz angekommenen Jugendlichen Kunstprojekte, die die kulturelle Teilhabe fördern, und verfolgt das Ziel, diese als festen Bestandteil im Ankommensprozess zu etablieren.

I am not your dog

TEXT:
OANA POPA
FOTO:
DONATA ETTLIN

Mit frischen zwölf Jahren sollte ich das staubige Rumänien für die frische Engadiner Bergluft verlassen. Nach wenigen Tagen in meiner ersten Schweizer Schule verschlug es mir bereits die Sprache. «I AM NOT YOUR DOG», schrie ich Englisch aus Internet-Foren, nachdem mir von der Schweizer Knäckebröt-Chefin gesagt wurde, ich müsse in den Pausen immer ihrer Mädchengruppe folgen. Ich kochte, mit wütenden Emojis auf meiner Facebook-Seite: Ich würde in der Pause spazieren, wie und mit wem ich wollte, mit oder ohne Schweizer Freund*innen-schaften. Ich gab der ganzen Darvida-Clique Spitznamen wie «Barbiegesicht» oder «Schweizerin mit Pferd» und malte mir aus, wie sie mich anflehten, ihre Freundschaftsbücher auszufüllen, weil ich die Coolste auf dem Pausenplatz wäre.

Die nächsten Wochen verbrachte ich mit Fallstudien in der Engadiner Volksschule. Tata hatte für mich im Technikschrott eine Digitalkamera aufgestöbert. Das Festhalten der Umgebung wurde zur Selbstermächtigungsstrategie. Auf den Fotos: ältere Jugendliche, die cool auf dem Pausenplatz herumstanden, Spiegel-Selfies, Berge und Texte auf WC-Türen – all dies heiss diskutiert im Chat mit meinen fernen Internet-Friends. Als mir auch verboten wurde, technische Geräte in die Schule mitzunehmen, blieb mir nur noch das Aufschreiben von Geschichten, das Abstrahieren des Ausschlusses. Ich suchte die Nähe zu anderen migrantischen und migrantisierten Kindern. Das Gebrochene in der Sprache gehörte uns zusammen. Ihre Angst vor den Darvida-Mündern war allerdings noch stärker und zerrüttete unsere Freund*innenschaft.

Die Darvida-Münder nannten mich mal Stalker, mal Emo, mal dick, mal Bitch und immer fremd, anders, nicht von hier. Ich solle mal Deutsch lernen oder zu meiner Muttersprache zurückkehren – nach Rumänien. Und als das Deutsch beherrscht wurde, sollte ich einfach mal weniger essen, mehr Sport machen oder hellere Kleidung anziehen. Nach einem ausgiebigen Beschuss mit Papierbällchen entschied ich mich, nicht mehr zur Schule zu gehen. Das Lehrpersonal teilte meiner Mutter mit, es sei überfordert.

Auch wenn ich damals die politische Dimension meines Verhaltens nicht verstand, schnitt ich mir mit jeder Beleidigung noch mehr Löcher in die Jeans und schminkte mir die Augen noch dunkler. Der Assimilationsdruck machte mich nicht fügsam, sondern widerständiger. Ich sah mich nicht zwischen Hobbyreiten, Skifahren und Völkerball. Lieber hörte ich Musik, bearbeitete Fotos in Paint und schrieb Lovestorys. Ich war nicht das stereotype, dankbare Ausländerkind; ich war ein wildes, performatives, ungehorsames junges Mädchen mit fremder, pubertierender Zunge.

Jahre später würde ich mir die Sprache aneignen, um all die verletzenden Wörter zu zerkauen, die mir anfangs so schwer in den Ohren lagen, und ich werde nie aufhören, diese Wörter immer wieder zu benutzen, um die Gewalt des Otherings, den Assimilationsdruck und die Diskriminierung zu beschreiben. Xenophobie ist kein Spiel von Kinderzungen. Er wird ihnen zu Hause in die Münder gelegt und auf Pausenplätzen wieder ausgespuckt.

RUMANTSCH



ITALIANO





Alle wollen auf die Liste *Die Deutschkurse im Erstaufnahmezentrum Meiersboden sind begehrt. Wer Deutschlehrer Fabio Stolfo über die Schulter schaut, weiss warum. Ein Braunbär trägt genauso dazu bei wie sein abwechslungsreicher und alltagsnaher Unterricht.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTOS: DOROTHEE PUJOL

Ein hellgrüner Wuschel-Ball fliegt durch den Raum. Natnael aus Eritrea schnappt ihn. «Wie alt sind Sie?» Kurz herrscht Stille, dann folgt die Antwort des 21-Jährigen. Nicht ganz richtig, aber verständlich genug, um den Ball für die nächste Frage an die 50-jährige Olena aus der Ukraine zu werfen. Zahlen sind an diesem Mittwoch im Erstaufnahmezentrum Meiersboden eine Herausforderung. «Wir lesen sie von hinten nach vorne, das ist in vielen anderen Sprachen ungewohnt», erklärt Fabio Stolfo. Der 42-Jährige leitet den Deutschkurs. Er wiederholt, korrigiert und lässt Aussprachefehler auch mal durchgehen. Blossgestellt wird niemand. Gelacht hingegen oft. Es stolpern schliesslich alle mal.

Freiwillig und begehrt

Das Angebot der Fachstelle Integration richtet sich an Geflüchtete, deren Asylverfahren offen ist und die deshalb keinen regulären Sprachkurs besuchen. Der Kurs bietet eine erste Gelegenheit, diesen späteren Schritt vorzubereiten. Akademikerinnen nutzen das Angebot genauso wie Menschen ohne Schulbildung. Manche verstehen bereits einiges, andere kaum ein Wort. «Unser lateinisches Alphabet sollte man aber kennen», präzisiert Stolfo.

Der gesamte Kurs umfasst zwölf Lektionen à zwei Stunden. Er wiederholt sich alle drei Monate. Einstieg und Ausstieg sind so jederzeit möglich. Stolfo muss entsprechend beides gleichzeitig ermöglichen: andocken können und Fortschritt erzielen. Die Teilnahme ist freiwillig. Der Deutschlehrer lädt Neuankommende mit einem persönlichen Schreiben ein. Die Anmeldungen erfolgen rege und es sei zu einer Art Statussymbol geworden, auf der Teilnehmendenliste im Schaukasten zu stehen, freut sich Stolfo. «Seit der Kurs freiwillig ist, ist die Unterrichtsqualität viel besser geworden», sagt er. «Die Teilnehmenden



sind motivierter, unterstützen sich gegenseitig und machen mehr Fortschritte.» Es gebe sogar eine Warteliste. «Wer zweimal unentschuldig fehlt, muss deshalb Platz machen.»

Vom Treffpunkt bis zur Adresse

Im ersten Teil der heutigen Lektion geht die Runde die Einladung zu einer anstehenden Exkursion durch: das Programm lesen, den Treffpunkt verstehen, sich mündlich an- oder abmelden (es melden sich alle an). Der Ausflug geht in den Wildnispark Langenberg, wo die Teilnehmenden unsere Wildtiere, etwa den Braunbären, kennenlernen sollen. Im zweiten Kursteil übt man – unter anderem mit dem Ballwurf –, über sich selbst zu sprechen: Name, Herkunft, Alter, Zivilstand, Kinder, Sprachen, aktuelle Wohnadresse. Letztere geben viele mit «Meiersboda Chur» an. Ein türkischer Familienvater weiss, dass der Meiersboden politisch zu Churwalden gehört. Auch das klärt Stolfo auf: Die Churer Postleitzahl erleichtert dem Zentrum lediglich postlagernde Sendungen.

Grammatik kommt später

Das Deutschlernen im Meiersboden ist bewusst alltagsnah, Grammatik noch zweitrangig. In der Lektion zum Thema «Wohnen» geht Stolfo mit den Gruppen beispielsweise durchs Gebäude und die Teilnehmenden beschriften Kühlschränke, Türen, Waschbecken oder Treppe mit Post-its. Zum lebendigen Unterricht gehören auch Exkursionen wie jene zum Bären in den Wildnispark. Sie führen auch ins Grossratsgebäude und zu Regierungsräten, ins Fernseh- und Radiostudio der Samedia AG oder an die Handels-, Industrie- und Gewerbeausstellung (Higa). «Ich plane sie so, dass jede Person an einer Exkursion teilnehmen kann, bevor sie im Schnitt nach rund drei Monaten verlegt wird.»

Was bleibt vom Kurs?

Wie das alles wirkt, beschreiben drei ehemalige Kursteilnehmende. Tamer Aggöl aus der Türkei und heute in Flims erinnert sich vor allem an die Atmosphäre. «Fabio wollte uns die Sprache wirklich vermitteln, das hat man gespürt»,



LOKALTERMIN

sagt der 48-Jährige. Der ausgebildete Lehrer muss es wissen. Je mehr man zu Beginn lerne, desto besser gelinge der Übergang in den regulären Sprachunterricht. Aggöl hat so einen Kurs vor Augen. Die Anerkennung ist jüngst eingetroffen. Tarik Çaydere muss noch darauf warten. Er ist ebenfalls Lehrer aus der Türkei und betont, wie fremd Deutsch klinge, wenn im Kopf dauernd die türkische Satzlogik mitschwinge. Die grössere Hürde sei allerdings die Lernatmosphäre. «In den kleinen Zimmern im Meiersboden oder in Marmorera, wo ich jetzt bin, ist man nie allein, es ist nie ruhig», sagt er. Es brauche stille Orte, an denen man sich konzentrieren könne. Mehmet Uslu hört den beiden Landsmännern zu und nickt. Der 34-jährige Business Analyst rät Neuankommenden, sich jeder unbekannten Sprache auch über deren Klang anzunähern. Dafür müsse man unter die Menschen gehen. Ob er das Schweizerdeutsch auch als «Vogelgezwitscher» beschreiben würde, wie einst die Migrantin Tina Turner? «Das trifft's.»

Zurück im Klassenraum fliegt erneut der Wuschel-Ball. Ein Teilnehmer antwortet, eine Teilnehmerin hilft, jemand lacht über einen Versprecher, alle wollen sie weiterkommen.

«Seit der Kurs freiwillig ist, ist die Unterrichtsqualität viel besser geworden.»

RUMANTSCH

Tuts vulan vegnir sin la glista

En il Center per l'emprima registraziun Meiersboden empredan las fugitivas ed ils fugitivs ch'èn arrivads tudestg. Quai uschè ditg che lur procedura d'asilo è averta ed uschè ditg ch'ellas ed els na pon anc betg frequentar in curs da lingua regular. Il curs voluntar dal Post specialisà per l'integrasiun serra questa largia e prepara la glieud per l'instrucziun posteriura. Il magister da tudestg Fabio Stolfo dovra exercizis divertents dal mintgadi: cun balla da puschel, post-its en l'entir edifizis ed excursiuns, per exempel tar ils urs brins en il parc selvadi. Las participantas ed ils participants han premissas fitg differentas. Gist perquai dovri motivaziun, agid vicendaivel ed in'atmosfera che includa e respecta tuts. Il curs è uschè popular, ch'i dat ina glista da spetga.

ITALIANO

Tutti vogliono entrare nella lista

Nel centro di prima accoglienza Meiersboden, le persone rifugiate appena arrivate imparano il tedesco fintanto che la loro procedura d'asilo è in corso e non possono ancora frequentare un corso di lingua regolare. Il corso facoltativo del servizio specializzato per l'integrazione colma questa lacuna e prepara alle future lezioni. L'insegnante di tedesco Fabio Stolfo punta su esercizi ludici e vicini alla vita quotidiana: una pallina morbida, post-it sparsi in tutto l'edificio ed escursioni, ad esempio per osservare gli orsi bruni nel parco faunistico. I partecipanti hanno livelli di partenza molto diversi. Proprio per questo sono particolarmente importanti la motivazione, l'aiuto reciproco e un'atmosfera in cui nessuno si senta esposto. Il corso riscuote un tale successo che c'è persino una lista d'attesa.

«Viele verbinden Fördern automatisch mit Schule» *Über Sprache und Kommunikation reden wir oft aus Erwachsenenensicht. Kinder erwerben Sprache anders. Martina Hedinger, Fachverantwortliche Spracherwerb und Frühe Förderung bei der Fachstelle Integration, erklärt, weshalb Graubünden vor dem Kindergarten Eintritt auf alltagsintegrierte Sprachförderung setzt.*

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
NICOLA PITARO

MIX: Ein Kind sitzt beim Znüni, ein anderes bindet sich die Schuhe, zwei geraten sich wegen eines Spielzeugs in die Haare.

Wo kann im Kita- und Spielgruppenalltag Sprachförderung stattfinden?

Martina Hedinger (MH): Im besten Fall überall. Sprache wird nicht aus dem Alltag herausgelöst, sondern dort gefördert, wo das Kind ohnehin kommunizieren will oder muss. Beim Znüni benennt die Betreuungsperson Dinge und Handlungen, beim Anziehen begleitet sie sprachlich, was passiert. Im Spiel greift sie Äusserungen auf, wiederholt sie korrekt und erweitert sie. In einem Konflikt muss ein Kind vielleicht sagen,

«Kleine Kinder lernen gut in Situationen, die für sie selbst Bedeutung haben.»

was es will, widersprechen oder eine Lösung aushandeln. Das sind intensive Sprachsituationen, weil die Sprache für das Kind eine konkrete Funktion hat.

MIX: Das klingt fast so, als geschehe die Förderung einfach nebenbei.

MH: Das ist eines der grössten Missverständnisse. «Alltagsintegriert» bedeutet nicht «zufällig» oder «ungezielt». Viele verbinden Fördern automatisch mit Schule, Lektionen oder einer Lehrperson, die einer Gruppe etwas beibringt. Kleine Kinder lernen besonders gut in Situationen, die für sie selbst Bedeutung haben. Die Betreuungsperson muss diese Situationen erkennen und bewusst nutzen. Von aussen sieht man vielleicht nur zwei Kinder mit Bauklötzen. Eine geschulte Fachperson sieht darin Gelegenheiten, Begriffe einzuführen und ein Gespräch weiterzuführen.

MIX: Vieles davon machen gute Betreuungspersonen vermutlich intuitiv. Wo beginnt die professionelle Sprachförderung, und was müssen Fachpersonen dafür wissen und können?

MH: Sie muss sich ihrer Rolle als Sprachvorbild bewusst sein. Sie spricht klar, passt ihr Tempo dem Kind an, begleitet Handlungen sprachlich und greift seine Interessen auf. Wenn ein Kind nur ein Wort sagt, kann sie die Äusserung zu einem vollständigen Satz erweitern, ohne es schulisch zu korrigieren. Mimik,

Gestik und Wiederholungen helfen ebenfalls. Dabei geht es nicht darum, andere Sprachen zu verdrängen. Mehrsprachigkeit ist eine Ressource. Entscheidend ist, dass ein Kind im Alltag genügend Gelegenheiten erhält, auch die Ortssprache zu hören und selbst zu verwenden. Auch wiederkehrende Rituale geben einem Kind, das die Ortssprache erst kennenlernt, Orientierung und Sicherheit. Vieles geschieht tatsächlich intuitiv. Eine Schulung hilft allerdings, diese Strategien bewusst einzusetzen und zu reflektieren.

MIX: Was spricht gegenüber einer separaten Sprachlektion für diesen Ansatz?

MH: Ein Angebot von ein oder zwei Stunden pro Woche hat schon zeitlich Grenzen. Zudem muss in einer neuen Fördergruppe zuerst eine Beziehung entstehen. In der Kita oder Spielgruppe ist das Kind dagegen in einer vertrauten Umgebung und begegnet der Sprache immer wieder, beim Essen, Spielen, Basteln, Aufräumen oder draussen. Hinzu kommen die anderen

«In einer gemischten Gruppe lernen Kinder auch von Gleichaltrigen, die die Ortssprache gut beherrschen.»

Kinder. In einer gemischten Gruppe lernen sie auch von Gleichaltrigen, die die Ortssprache bereits gut beherrschen. Sprache ist dort nicht Übungsstoff, sondern etwas, das sie brauchen, um mitzuspielen und dazugehören.

MIX: Heisst das, gezielte Sprachsequenzen sind falsch?

MH: Nein. In einer bestehenden Gruppe kann es sinnvoll sein, einige Kinder kurz zusammenzunehmen, um etwas zu vertiefen, etwa ein Bilderbuch nochmals anzuschauen oder Begriffe zu wiederholen. Entscheidend ist, dass solche Sequenzen in einen sprachreichen Alltag eingebettet bleiben. Wir wollen keine Parallelstruktur schaffen, sondern bestehende Regelstrukturen stärken.



MIX: Wie kann die Fachstelle Integration das genau unterstützen und fördern?

MH: Indem wir genau diesen Alltag stärken. Sprachförderung muss möglichst vor dem Kindergarteneintritt ansetzen. Bei Kindern mit Flüchtlingsstatus finanzieren wir deshalb während zweier Jahre einen ganzen oder zwei halbe Tage pro Woche in einer regulären Kita oder Spielgruppe. Im Ausländerbereich können wir Gemeinden unterstützen, die entsprechende Angebote für Kinder mit Förderbedarf aufbauen. Gleichzeitig unterstützen wir die Qualitätssicherung und Professionalisierung. Dazu gehört, dass Betreuungspersonen für solche sprachlichen Situationen sensibilisiert sind und wissen, wie sie diese gezielt nutzen können.

MIX: Was braucht es noch, damit die Förderung in diesem Sinne funktioniert?

MH: Wichtig ist zunächst eine gute sprachliche Durchmischung der Gruppe. Als günstig erachten wir ungefähr ein Verhältnis von zwei Drittel Kinder, die die Ortssprache gut beherrschen, zu einem Drittel Kinder mit wenig Sprachkenntnissen. Auch Gruppengrösse und personelle Ressourcen spielen eine Rolle, denn echte Dialoge brauchen Zeit. Gute Rahmenbedingungen allein garantieren die Qualität allerdings noch nicht. Die Stadt Chur zeigt, wie sich der Ansatz systematisch verankern lässt.

Gemeinsam mit der Pädagogischen Hochschule St. Gallen und Fachpersonen hat sie Qualitätsleitsätze entwickelt, Fachpersonen weitergebildet und die Einrichtungen bei der Umsetzung begleitet. Von dieser Erfahrung dürfen andere lernen.

«Kinder starten mit unterschiedlichen Voraussetzungen und lernen unterschiedlich schnell.»

MIX: Wie zeigt sich, dass ein Kind sprachlich vorankommt, und worauf achten Fachpersonen dabei ausser auf den Wortschatz?

MH: Der wachsende Wortschatz ist eines der Zeichen. Aber mir ist wichtig, nicht nur Wörter zu zählen. Kann das Kind zunehmend sagen, was es braucht? Versteht es andere? Traut es sich, mitzuspielen, Fragen zu stellen oder zu widersprechen? Kinder starten mit unterschiedlichen Voraussetzungen und lernen unterschiedlich schnell. Entscheidend ist deshalb die Entwicklung über die Zeit. Die Rückmeldungen aus Kitas und Spielgruppen zeigen uns, dass die grosse Mehrheit gute bis sehr gute Fortschritte macht und sich beim Kindergarteneintritt verständigen kann. Wenn die Entwicklung stagniert, muss man genauer hinschauen.

MIX: Wo liegen die fachlichen Grenzen des Ansatzes?

MH: Nicht jede Schwierigkeit beim Spracherwerb lässt sich mit mehr sprachlicher Anregung lösen. Ein Kind kann beispielsweise eine Entwicklungsverzögerung, kognitive Einschränkungen oder gesundheitliche Probleme haben. Dann braucht es möglicherweise weitere Abklärungen oder spezifische Unterstützung. Hier sind die Beobachtungen der Kitas und Spielgruppen wichtig. Sie erleben das Kind über längere Zeit und merken, wenn etwas nicht vorwärtsgeht. Manchmal kann nach Absprache der Betreuungsumfang erhöht werden, manchmal braucht es andere Fachstellen.

«Man muss auch mal den Spassvogel machen» *In Valbella lernen Geflüchtete Deutsch mit Buntstiften, Gesten und Liedern. Möglich ist das, weil sich Freiwillige auf ein lebendiges Vermittlungsformat einlassen. Die LieLa-Unterrichtsmethode zeigt, wie viel du und ich mit professionellen Hilfsmitteln und Leidenschaft bewirken können.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTOS: DOROTHEE PUJOL



Der Geschirrspüler wird orange. Das Bett bekommt einen gelben Rand, der Tisch einen grünen. Über die Arbeitsblätter gebeugt, malen neun Männer jeweils Küche, Bad, Schlafzimmer und Wohnzimmer aus. Nicht bei-läufig, sondern sorgfältig. Wer einem der Gegenstände eine Farbe zuweist, spricht die Wörter dazu: Das Waschbecken ist blau. Farbe, Bild und Klang verbinden sich. Das Klassenzimmer im Transitzentrum Valbella in Litzirüti wirkt nicht wie eine Schule, vielmehr wie eine Werkstatt für erste Wörter. Das Sprachtraining ist für die Geflüchteten mit laufendem Asylverfahren ein willkommener Zugang zum Ort, an dem sie gerade leben. Sie warten auf Entscheide, müssen aber schon jetzt Termine verstehen, Fragen stellen und sich in der Umgebung orientieren.

Früher anfangen

Initiantin des Angebots ist die Fachstelle Integration (FI) Graubünden. Asylsuchende im erweiterten Verfahren sollen möglichst früh Zugang zu einer lokalen Sprache erhalten, fordert die Integrationsagenda des Bundes. Weil sie noch keine regulären Sprachkurse besuchen dürfen, etabliert die FI in den Transitzentren gerade ein alltagsnahes Angebot vor Ort. Dabei setzt sie auf das im Kanton St. Gallen bewährte Unterrichtsmodell LieLa von Liechtenstein Languages. Es umfasst 120 Stunden kreativen Sprachunterricht. Reena Steffens, Mitarbeiterin Erstinformation und Spracherwerb, schult die freiwilligen Trainingsleitenden, begleitet sie und leitet inzwischen auch selbst ein LieLa-Training im Transitzentrum Scalotta in Marmorera. Die Erfahrungen fliessen laufend in die nächsten Schritte ein. Denn LieLa ist zwar ein Regelangebot, befindet sich in Graubünden aber noch in der Einführungsphase.

Mit dem ganzen Körper

Evie Sprecher ist Trainingsleiterin in Litzirüti. «Die Teilnahme ist freiwillig. Manche melden sich sofort an, auf andere gehe ich persönlich zu und ermutige sie», sagt die 64-Jährige. Sprecher arbeitet als Betreuerin im Zentrum, weshalb sie nahe bei den Bewohnenden ist. Die Zeit für die Lektionen kann sie sich freischaufeln dank der Unterstützung ihres Teams. Zwar habe sie bereits früher Sprachkurse angeboten, aber mit LieLa verfüge sie nun erstmals über eine professionelle Grundlage. «Die Teilnehmenden



Reena Steffens führt LieLa in Graubünden ein. Fiktive Namen und spielerische Rollen helfen dabei, Sprache ohne Hemmungen auszu-probieren.

spüren, ob jemand vorne steht, der einen sinnvollen, aufbauenden Plan hat.» Dass dieser Plan nicht nach klassischem Unterricht aussieht, gehört zur Methode. Im Schulzimmer wird jedes neue Wort szenisch eingeführt, es wird geklatscht, gespielt, gesungen und gezeichnet. «Der spielerische Zugang nimmt die Hemmungen und holt alle gleich ab», beobachtet Sprecher. «Auch jemand, der im Herkunftsland an einer Universität war, macht gerne Spiele. Und jemand, der nicht lesen kann, findet darüber sowieso besser in eine neue Sprache.»

Wörter brauchen Gegenüber

Loqman, 26, aus Afghanistan, macht das Training «viel Spass», auch wegen der «super Lehrerin». Khan, ebenfalls aus Afghanistan, besuchte in seinen 30 Lebensjahren noch nie eine Schule. «Das lateinische Alphabet ist schwierig, aber ich lerne es immer besser.» Meshel, 40, Kurde aus der Türkei, würde am liebsten jeden Wochentag den Unterricht besuchen. «Ich merke mir Wörter und Sätze viel besser, wenn ich sie höre und nachspreche.» Mehr Unterricht wünschen sich auch Nahom, 26, aus Eritrea, und Gürkan, 35, aus der Türkei. Nahom spricht Tigrinya, etwas Arabisch und Englisch. «Aber hier brauche ich Deutsch», sagt er. Seit Kurzem fahren die beiden nach Chur in den Sprachtreff der Stadtbibliothek (vgl. S. 6). Viele lernen zusätzlich mit YouTube und Apps. Die sprachliche Vielfalt im Zentrum erlebt Nahom als Vorteil. «Mit Kollegen aus anderen Sprachgebieten muss ich schlicht Deutsch sprechen.» Asad, 30, aus Afghanistan, stimmt dem zu. Trotzdem sagt er: «Wir brauchen mehr Sprechpartner. In Litzirüti ist es schwierig, jemanden zu finden.»

Aufeinander achten

Die Vielfalt unter den Teilnehmenden ist Teil der Wirkung. «Durch das kreative Zusammenarbeiten entsteht eine positive Gruppendynamik, die sich auf den übrigen Zentrumsalltag überträgt», beobachtet Sprecher. «Dank des Trainings kommen die Bewohnenden oft überhaupt erst sprachübergreifend zusammen.» Esterina Degiacomi, pensionierte Psychologin und freiwillige Trainingsleiterin im Transitzentrum Rheinkrone in Cazis, hat das ebenfalls erlebt. «Mit jeder Lektion wuchs die Gruppe mehr zusammen. Dabei hatte ich vom ersten Tag an ein gutes Gefühl», betont sie. «Die unterschiedlichen Methoden geben allen eine Chance auf Erfolgserlebnisse, was motiviert. Wenn Teilnehmende einander helfen, merkt man zusätzlich, wie viel Potenzial in ihnen steckt.»

Evie Sprecher leitet LieLa-Trainings. Zum Programm gehören auch spielerische Ansätze wie ein «Lotto» mit Wochentagen und Monaten. Schöggeli für die Gewinnerinnen und Gewinner motivieren zusätzlich.



Freiwillige gesucht

Damit LieLa in Graubünden Fuss fassen kann, braucht es weitere Menschen, die solche Trainings übernehmen. Auch wenn die Fachstelle Integration sie fachlich unterstützt und das Material zur Verfügung stellt, bleibt es laut Degiacomi eine anspruchsvolle Aufgabe. «Drei Stunden aktiv vor lernwilligen Menschen zu stehen, ist intensiv», betont sie. Die Vorbereitung beanspruche ebenfalls einige Zeit. Zudem passe das kreative Format nicht zu allen. «Man muss auch mal den Spassvogel machen können, gerne singen und ein wenig theäterle», betont die 66-Jährige mit einem Lachen. «Aber genau darin liegt ja die Stärke von LieLa. Und die lebenswürdigen Menschen, ihre Aufmerksamkeit und ihre Energie sind ein wunderbarer Lohn», ergänzt sie.

Am Ende der Übung sind die Räume auf den Blättern bunt. Jedes gewissenhaft ausgemalte Möbelstück trägt nun ein deutsches Wort. Und genau hier, beim grünen Waschbecken oder blauen Geschirrspüler, beginnt der nächste Satz, der nächste Schritt.

«Die unterschiedlichen Methoden geben allen eine Chance auf Erfolgserlebnisse, was motiviert.»

LieLa kurz erklärt

Die LieLa-Methode (Liechtenstein Languages) ist ein hochgradig interaktiver Ansatz für den Sprachunterricht. Die Trainingsleitung spricht nur Deutsch. Sie unterstreicht Bedeutungen mit Gesten und Handlungen, was Übersetzungen überflüssig macht. Die Teilnehmenden sitzen nicht still. Sie lernen aktiv mit allen Sinnen. Dabei helfen Rollenspiele, Bildkarten, Musik oder Bewegung. Die Forschung deutet darauf hin, dass Vokabellernen erst effizient funktioniert, wenn es Spass macht. Anfängerinnen und Anfänger lernen so in wenigen Wochen bis zu 600 Wörter. → 21.liela.li

RUMANTSCH



ITALIANO





39,2%
leisten
Freiwilligen-
arbeit

Mit Respekt fängt alles an *Im Tempel schöpft Shanty Dharmarajah Kraft. Im Alltag gibt sie diese weiter: als Pflegeassistentin, interkulturelle Dolmetscherin oder Moderatorin von Femmes-Tische. Ein Porträt über Vertrauen, Dankbarkeit und ein Leben für die Freiwilligenarbeit.*

TEXT:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
DONATA ETTLIN

Es ist kein Zufall, dass uns Shanty Dharmarajah im Sri-Navasakthi-Vinayagar-Tempel in Zizers empfängt. Der Glaube gibt der 63-jährigen Churerin Halt, Orientierung und ein tiefes Verantwortungsgefühl gegenüber Natur und Mitmenschen. «Wir sind dankbar, dass wir hier einen Ort haben, wo wir uns treffen, zur Ruhe kommen und gemeinsame Werte teilen können», betont sie. Diese Energie soll für Dharmarajah aber nicht im Tempel bleiben: «Die Kraft, die ich hier bekomme, gehört nicht mir allein», sagt sie und schlägt den Bogen zu ihrem Beruf als Pflegeassistentin im Kantonsspital und zu ihren Freiwilligenengagements.

Dharmarajah kommt 1986 mit Verwandten aus Sri Lanka nach Churwalden in ein Asylheim. Bald schon findet die junge Lehrerin eine Stelle in Arosa als Allrounderin in einer Naturklinik. «Am Anfang verständigten wir uns mit den Händen, etwas Englisch und viel gutem Willen.» Einmal sei sie schon mitten in der Nacht bei der Arbeit erschienen. «Ich war zu aufgeregt – und hatte keinen Wecker.» Solche Geschichten vergesse man ebenso wenig wie die Menschen, die es gut mit einem meinten. «Wie meine Chefin. Sie schickte mich ins Bett und versicherte mir, mich rechtzeitig zu wecken.» Ein kleiner, aber wichtiger Vertrauensbeweis in einer unsicheren Lebensphase, blickt Dharmarajah zurück und fügt scherzend hinzu: «Mit meinem ersten Lohn kaufte ich mir trotzdem einen Wecker.» Solche Erfahrungen sind Teil ihrer Motivation. Die Erkenntnis, wie viel Vertrauen und Begleitung bewirken können. Dharmarajah übersetzt das in Freiwilligenarbeit. Genauso wie 39,2 Prozent der Schweizer Bevölkerung ab 15 Jahren, ohne die so vieles nicht funktionieren würde, auch nicht in der Integration. Bald begleitet sie Bekannte zu Arztbesuchen oder auf Ämter. Später wird sie unter anderem interkulturelle Dolmetscherin und unterrichtet heimatliche Sprache und Kultur. Alles neben der eigenen Familie mit zwei heute erwachsenen Söhnen. Für Sprachkurse oder ein hiesiges Lehrerdiplom blieb keine Zeit. Das Asylsystem sah das auch nicht vor.

«Am Anfang verständigten wir uns mit den Händen, etwas Englisch und viel gutem Willen.»

Reden, bis Vertrauen entsteht

Seit vier Jahren moderiert Dharmarajah das Format Femmes-Tische der kantonalen Fachstelle Gesundheitsförderung. Sie organisiert und leitet monatlich tamilische Gesprächsrunden. «Wir sitzen in Runden von acht bis zwölf Frauen zusammen. Wir scherzen viel und lernen voneinander.» Nie vermittele sie Wissen von oben herab. «Ich frage immer zuerst: Wie ist das bei euch?» Die Themen reichen von Familie über Gesundheit bis Integration. «Anfangs hatten viele Mühe, sich zu öffnen, aber mit der Zeit kamen auch sensible Themen zur Sprache: Einsamkeit oder psychische Erkrankungen in der Familie.» Wie sie den Menschen begegne? «Das Wichtigste ist Respekt. Gegenseitige Achtung schafft Vertrauen und ist die Basis für Verständnis und Toleranz.»

Dharmarajah kommt auf den Brandanschlag von Chur zu sprechen. 1989 starben an der Alexanderstrasse vier Menschen aus Sri Lanka, darunter zwei Kinder. Dass die Stadt seit Kurzem mit einer Gedenktafel und dem Vier-Lichter-Weg an die Opfer erinnert, bedeute ihr und der tamilischen Community sehr viel. Wenn sie über die Tragödie spricht, versucht sie immer, auch die aufgeheizte Stimmung jener Zeit mitzudenken. Vieles sei von Unwissen und beidseitigen Ängsten geprägt gewesen. «Wir sind der Stadt für dieses Zeichen sehr dankbar und ich wünsche mir, dass wir dem Land für all die Möglichkeiten, die wir erhalten haben, etwas zurückgeben können.» Für Dharmarajah heisst menschlicher Respekt auch: nicht vergessen, dankbar bleiben, etwas weitergeben. ●

→ femmestische.ch

RUMANTSCH



ITALIANO





**Unsere vielfältige
Sprachenlandschaft
fördert Beziehungen,
fordert uns da und
dort aber auch heraus.
→ Seite 6**